

Die Biene in Volkstum und Poesie

Autor(en): **F.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 29

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

es ihm vorteilhafter erschien und machte sich als König dadurch verdient, daß er Ordnung zu schaffen suchte in seinem Reiche, eine große Zahl von Raubritterburgen zerstörte und deren Besitzer zu Duzenden hinrichten ließ. Aber der Leistern seines Tuns war allezeit der persönliche Vorteil.

Als 1263 Hartmann der jüngere starb, war sein Vetter Rudolf sogleich bereit, das ihm winkende Erbe anzutreten. Der Verstorbene hinterließ nur ein neunjähriges Töchterlein namens Anna; aber seine Witwa war schwanger. Da schloß Rudolf mit Freiburg einen Laupen und die Grabsburg betreffenden Vertrag ab für den Fall, daß das nachgeborene Kind ein Mädchen wäre oder ein Knäblein, das bald stürbe. Wirklich war das Kind ein Knäblein, das aber nur wenige Monate lebte. Da nun auch der nächsterberechtigte Hartmann, der ältere, im folgenden Jahre kinderlos starb, so wurde Rudolf der unbestrittene Erbe der freiburgischen Güter und damit der an Grundbesitz reichste Graf in der Schweiz. In seiner Habsucht brachte er durch List und Verrat auch Burgdorf in seine Gewalt und vertrieb seine Base und ihr Töchterlein aus ihrem Witwenh. Sie fanden Zuflucht beim Grafen von Nidau.

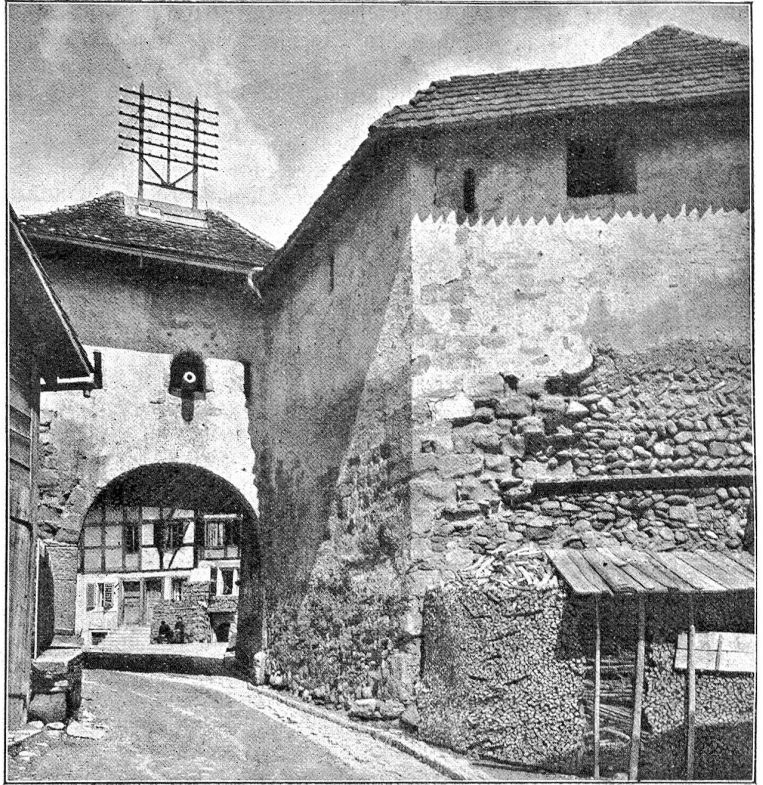
Nun stunden sich Habsburg und Savoyen in Waffen gegenüber. Der Krieg entbrannte sogleich und dauerte zwei Jahre. Da rötete sich in mancher Nacht der Himmel von brennenden Gehöften; der Streit brachte die gegenseitige Verwüstung des Grenzgebietes, aber keine Veränderung des Besitzstandes. Bern, dem der Habsburger als der gefährlichere erschien, stand auf der Seite Savoyens und schloß 1266 einen Schirmvertrag ab mit dem Grafen Peter. Allein dieser starb 1268, und seine Nachfolger waren dem Grafen Rudolf weniger gewachsen.

In Laupen setzte Rudolf freiburgische Adelige als Burgvögte ein. Sie mögen keine bösen Herren gewesen sein, da sie Laupen für Freiburg gewinnen sollten. Zudem wußten die Bürger der kleinen Stadt gar wohl unzugehen mit Spieß und Schwert, woraus den Vögten im Notfall eine Hilfe oder auch eine schlimme Gefahr werden konnte.

Dem Grafen Rudolf glückte lange nicht alles nach seinem Wunsche. Sogar sein leiblicher Vetter Eberhard von Habsburg durchkreuzte seine Pläne, indem er sich 1271 mit der jungen Gräfin Anna von Kyburg vermählte. Er bekam als Heiratsgut Burgdorf, Thun und Freiburg. Als Sitz wählte er Burgdorf; seine Nachkommen nannten sich Grafen von Kyburg.

Im Jahre 1273, während er Basel belagerte, wurde Rudolf I. von den deutschen Fürsten zum König gewählt. Die reichsfreien Gebiete fielen ihm nun ohne weiteres zu; das Bündnis Berns mit Savoyen war aufgehoben. Bern, das die Wahl Rudolfs mit gemischten Gefühlen aufnahm, erhielt 1274 in Basel, wo ihm seine Abgesandten huldigten, die Bestätigung seiner Handfeste. Auch der Stadt Laupen stellte er 1275 in Baden einen Freiheitsbrief aus, darin er ihr die Rechte und Freiheiten Berns zusicherte. In den folgenden Jahren verfolgte er in Deutschland eifrig das Ziel, sich eine Hausmacht zu gründen. Sein glückhafter Erfolg dabei und die Energie, mit welcher er gesetzmäßige Zustände herbeizuführen suchte, enttäuschten diejenigen, welche ihn gewählt hatten. Weniger Glück hatte er bei seinem Versuch, sich das einstige Burgunderreich zu unterwerfen. Weder Güte noch Gewalt vermochten den Widerstand der westlichen Barone gegen den Deutschen zu brechen; doch brachte er 1284 Peterlingen, Murten und Gümnenen wieder ans Reich. Die Stadt Freiburg hatte er seinem Vetter Eberhard schon zwei Jahre zuvor um sehr geringen Preis abgenötigt.

Um das viele Geld zu seinen Unternehmungen aufzu-



Mittelalterliche Stadtmauer von Laupen, im sogen. fishgrat-Verband gemauert. Aufgenommen 1908.

bringen, belastete der König die Reichsstätte mit so schweren Steuern, daß sie sich empörten. Auch Bern verweigerte den Gehorsam. Da belagerte er die Stadt im Frühling und Herbst 1288 mit einem großen Heer, doch erfolglos. Laupen, wo noch immer ein Freiburger als Vogt saß, diente ihm zum Stützpunkt. Im folgenden Jahre gelang es des Königs Sohn Herzog Rudolf, die Berner an der Schöhalde in einen Hinterhalt zu locken. Da erlitten sie eine Niederlage und mußten sich fügen.

König Rudolf I. beschloß sein tatenreiches Leben im Jahre 1291. Da wagte Savoyen, dem auch Bern zuneigte, einen neuen Vorstoß, und die einst besessenen Plätze und dazu auch Laupen, in seine Gewalt zu bringen. Peterlingen und Murten wurden erobert, Laupen aber nicht angegriffen.

Als 1292 nicht Rudolfs I. Sohn Albrecht, sondern Adolf von Nassau König wurde, schloß sich Bern wieder dem Reiche an und konnte bald auch mit Freiburg Frieden schließen. Im Jahre 1295 tagte in Laupen ein zahlreiches Schiedsgericht 14 Tage lang, um die vielen Klagen der beiden Städte anzuhören und auszugleichen. In demselben Jahre erhielt unsere Reichsstadt, von Bern aus, auch den Besuch des Königs Adolf, der ihren Freibrief bestätigte. (Schluß folgt.)

Die Biene in Volkstum und Poesie.

Soweit historische Kunde reicht, immer finden wir die Biene in Gesellschaft der Menschen. Honig und Wachs waren stets hochgeschätzt und bewertet. In der Bibel heißt es: „Klein unter den Fliegenden ist die Biene, und das erste unter den Süßigkeiten ist ihr Erzeugnis“. Oft ist das Land Kanaan „das Land, wo Milch und Honig fließt“, genannt. Damit sollte die außerordentliche Fruchtbarkeit ganz besonders deutlich umschrieben werden. Die Griechen erklärten ihren Göttervater Zeus für einen Zögling der Honignymphe Melissa.

Die kunstvolle Bautätigkeit der Biene erfüllte unsere Vordäter mit einer ehrfürchtigen Scheu. Zu der kunstvollen

Tätigkeit kommen noch Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Klugheit, Sparsamkeit und Fleiß, alles Eigenschaften, die von jeher beim Menschen geschätzt und beliebt waren. So konnte das kleine Insekt jene hohe Bedeutung im Volkstum erlangen, deren es sich noch jetzt zu erfreuen hat. Die alten Ägypter bereiteten aus dem Honig den süßen Meth, einen feinen Trank, den man direkt als Göttertrank bezeichnete. Sie hatten freilich keine Ahnung, daß die Bienen den Honig aus dem Blütensaft bereiteten. Ihnen war er der süße Himmelstau, der von den Blättern der Weltenecke Nardas auf die Erde niederträufelte und den die Bienen in unermüdlicher Arbeit einsammelten, um die Menschen zu erfreuen. So erzählt uns die jüngere Edda.

Erst mag man den Honig den wilden Bienen, die in den hohlen Stämmen der Bäume lebten, geraubt haben. Bald aber kam man dazu, die Tierchen in ausgehöhlten Baumstrümpfen bei der Behausung selber zu halten. Als das Christentum sich auszubreiten begann, bekam die Bienenzucht eine neue Wertschätzung, brauchte man in den Kirchen doch gar viele aus Bienenwachs zubereitete Kerzen. Kein Wunder, daß man in besonderen Gesetzen die Bienenzüchter und die Bienenstände schützte, daß die Klöster darauf hielten, die Zehnten in Wachs zu erhalten. Aber auch der Honig galt als eine heilige Speise und wir wissen, daß in den ersten Jahrhunderten die Priester den Abendmahlskelch mit Milch und Honig füllten. So konnte die Bienenzucht blühen und gedeihen, halfen neben der allgemeinen Wertschätzung und dem gesetzlichen Schutz doch noch der Volksglauben heidnischer und christlicher Richtung mit. So glaubte man noch im spätern Mittelalter, daß die Bienen wirksame Schutzgeister vor Blitz und Hagelwetter seien. Ehrerbietig begegnete man dem fleißigen Bienenvölkchen und entblökte sogar das Haupt, wenn man zum Bienenhaus trat. Die rohesten Bauern hüteten sich, vor dem Bienenstande rohe Worte zu sprechen, glaubte man doch, daß die Bienen dadurch vertrieben würden. Gar viel Aberglaube aus jener Zeit hat sich erhalten. So herrscht noch jetzt in vielen Gegenden der Brauch, den Bienen den Tod des Hausherrn durch Rütteln und Schütteln der Körbe oder Kästen anzuzeigen, weil sie sonst forfliegen. Stirbt jemand im Hause, so hat der Hausherr nach weitverbreitetem Glauben, den man im Bernbiet an gar vielen Orten trifft, die Pflicht, dies den Bienen mitzuteilen. Man trifft auch etwa den Brauch, die Bienenstände mit einem roten Tuch zu schmücken, wenn im Hause ein Fest gefeiert wird, um die Tierchen am Feste teilnehmen zu lassen, dagegen die Bienenbehausungen mit einem schwarzen Tuch zu umwickeln, wenn der Bienenwaster stirbt. Sehr hübsch ist der Brauch, bei den Bienen nicht von fressen und laufen zu sprechen, sondern von essen und trinken. Wer solche Rücksichten nicht nehme, bei dem bleiben die Bienen nicht. Nach dem schweizerischen Idiotikon soll es früher auch vorgekommen sein, daß die Tochter des Hauses den Korb, in welchem man einen Schwarm einfangen wollte, mit Blumen umwand.

Wenn man einen bevölkerten Bienenstand über die Straße trägt, darf man nicht zurücksehen, darf man kein Wort sprechen, keinen Gruß erwidern, da die Bienen sonst wieder zurückfliegen. Wenn sich die Bienen verfolgen, tobbeissen, so bedeutet das nach dem Volksglauben Krieg. Wenn es im Stode viele tote Bienen gibt, so folgt ein Sterbet. Auf unvorhergesehene Ereignisse deutet es, wenn sich ein Bienenschwarm an einem außergewöhnlichen Orte niederläßt. Starke Brut deutet auf ein fruchtbares Jahr. Sind die Waben in der Mitte nicht verbunden, so erfolgt ein Todesfall im Hause (Idiotikon).

Die Art der Fortpflanzung konnten sich die Alten nicht erklären. Sie glaubten, die Bienen seien aus toten, verfaulten Ochsen entstanden, die Hornisse aus toten Pferden, die Korbkäfer aus Eseln. Interessant ist auch die Behauptung eines alten Bienenbuches, die Bienen wollten nur keusche Leute um sich haben. Niederliche Dirnen und böse Buben

würden von ihnen gestochen. Auch „Stank“ und „bösen Geruch“ könnten sie nicht leiden, ferner nicht rote Kleidung und „trunkene Leute“. „Die Biene ist ein musikalisch Insekt, flueget mit einem schönen, lieblichen Getöse und höret gerne singen, klingen, pfeifen und dergleichen. Wann sie schwärmen und man klinget mit einem Beden, so bleiben sie beim Klang. Wann eine Biene um den Kopf flueget und stechen will und man pfeifet, so gibt sie sich zufrieden.“

Auch im Volksmund spielt die Biene eine recht bedeutende Rolle. Wenn zwei einander sehr ähnlich sehen, so sagt man: „Sie gliche sich wie-n-es Bieni dem andere“. Von zwei guten Freundinnen: „Sie hange an-enand wie zwei Bieni“. „Ame surte grad wie-n-es Bieni“ ist auch in seiner Bedeutung allgemein bekannt, „Chlini Bei stechen au“. Im solothurnischen Tierstein: „Wenn d'Biene a d' Chirsi gö, werde d'Imme nit feiß“.

Endlich haben sich auch Sage und Märchen des Insekts angenommen. Ein mohammedanisches Märchen berichtet, wie eine Hornisse einmal eine Biene angriff. Diese jammerte und sagte zum Hornig: „Mein Korb schließt so viel Honig ein, ich selbst bin doch nur von geringem Werte. Warum willst du nicht lieber jenen aufessen und mich in Ruhe ziehen lassen?“ Die Hornisse sprach: „Jener ist süß, weil er Honig hat, du aber mußt noch viel süßer sein, weil du des Honigs Schacht und Quelle bist!“ In russischen Volksmärchen erscheint uns die Biene als gütige Fee, die den Menschen hilft als Retterin in der Not. Ein russischer Bauer, der 12 Söhne hatte, wollte den Tüchtigsten auswählen. Da setzt sich eine Biene dem Jüngsten auf den Kopf, ein Zeichen, daß dieser der Auserwählte sei. Ein anderes Märchen erklärt uns den Grund, warum die Bienen vor die Entscheidung gestellt, entweder den Sonntag heilig zu halten oder aber den Klee zu meiden. Die Bienen riefen: „Lieber die beste Hungblueme mide, weder der Sunntig fire!“ In Wirklichkeit ist bekanntlich der Rüssel der Biene zu kurz, um den in der Tiefe des langen Blütenfeldes des Klees gelegenen Honig nehmen zu können. Umland erzählt uns eine serbische Sage. Einmal habe ein Knabe in einer Mühle den Bartlosen (serbischer Name für den Teufel) getroffen. Sie hätten sich lange Zeit geneckt, bis sie schließlich überein kamen, um ein gebadenes Brot um die Wette zu lügen. Der Teufel log allerlei krauses Zeug durcheinander. Der Knabe aber erklärte, das sei alles nichts. Oft habe er daheim die Bienen seines Vaters zählen müssen. Nun habe ihm eines Morgens die Königin gefehlt. Sofort habe er sich auf die Spur der Entflohenen gemacht. Er sei über das Meer geritten und jenseits habe er gerade zusehen können, wie ein Bauer die Königin in den Pflug gespannt und einen Ader umgepflügt habe.

Eine polnische Sage endlich meldet, bei einer Königswahl habe sich ein Bienenschwarm auf das Banner des Woïwoden Wisniewich niedergelassen und sofort habe alles darin ein Zeichen erblickt, daß dieser zur Königswürde erhoben sei. Von Leopold von Oesterreich wird erzählt, am Tage vor der Schlacht bei Sempach habe sich ein Bienenschwarm plötzlich auf die Rüstung des Herzogs gesetzt, was von ganz schlimmer Bedeutung gewesen sei.

Die Bienenzucht ist schon gar oft die „Poésie der Landwirtschaft“ genannt worden. Und das mit Recht. Gar viel Reizendes und Anmutiges bietet sie dem aufmerksamen Beobachter, schon die feine Organisation des Bienenstaates überhaupt. Ein Bienenzüchter schreibt: „Die Imkerei ist ein mächtiger Hebel zur Veredelung des Menschen und würde sie volkstümlicher, d. h. noch von mehr Leuten betrieben, so würde sie sicher als große Kraft an der Veredelung des Volkes mitwirken.“ Täglich hat der Bienenwatter Gelegenheit, in die tiefen Schachte göttlicher Gesetze einzublicken, über Wesen, Sein und Vergehen nachzudenken. Auf diesen moralischen Einfluß der Bienenzucht darf auch hingewiesen werden.

F. V.